



Franziska Nauck

Starke Frauen

*Frauenbilder
im Gespräch*

Das Begleitheft zur Ausstellung.

Franziska Nauck

Starke Frauen - Frauenbilder im Gespräch.

Das Begleitheft zur Ausstellung.

©Franziska Nauck

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf ohne Zustimmung des Urhebers vervielfältigt, digitalisiert oder verbreitet werden.

Text und Fotografien: Franziska Nauck

Satz & Layout: Franziska Nauck

Druck und Bindung: Sprintout GmbH

Kontakt:

Franziska Nauck

Beratungs- und Begegnungszentrum Falkensee e.V.

Am Gutspark 4, 14612 Falkensee

Tel.: 03322 / 3265

f.nauck-bbz@mail.de

www.paritaet.org/brb/bbzfsee

www.facebook.com/BBZFalkensee

www.facebook.com/FranziskaNauckPhotography

Die Erarbeitung, Veröffentlichung und kostenlose Herausgabe dieses Begleitbuches wurde ermöglicht durch die Förderung des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend im Rahmen des Bundesprogramms „Demokratie Leben!“ und der Stadt Falkensee.

Gefördert vom



im Rahmen des Bundesprogramms

Demokratie **leben!**



Inhaltsverzeichnis

1.	<u>Ursula Müller</u>	<u>Seite 5</u>
2.	<u>Sabrina Stotz</u>	<u>Seite 8</u>
3.	<u>Dr. Rosemarie Tornow</u>	<u>Seite 11</u>
4.	<u>Erika Kliesch</u>	<u>Seite 14</u>
5.	<u>Helga Werder</u>	<u>Seite 17</u>
6.	<u>Ingeborg Jung</u>	<u>Seite 20</u>
7.	<u>Ramona Matheus</u>	<u>Seite 23</u>
8.	<u>Christa Richter</u>	<u>Seite 26</u>
9.	<u>Rositha Steffenhagen</u>	<u>Seite 29</u>
10.	<u>Elisabeth Pohlmann</u>	<u>Seite 32</u>
11.	<u>Helga Matzke</u>	<u>Seite 35</u>
12.	<u>Elke Franke</u>	<u>Seite 38</u>
13.	<u>Regina Kaufhold</u>	<u>Seite 41</u>
14.	<u>Rosita Knappe</u>	<u>Seite 44</u>

1. Ursula Müller, 72 Jahre

„Wo acht Mann satt werden, wird auch der neunte satt.“

Steckbrief:

Geburtsjahr und -ort:

1945 in Brieselang

Stationen:

Berlin, Brieslang, Falkensee

Wohnhaft in Falkensee seit:

1966

Beruf:

Stenotypistin, Bürokauffrau

Persönlichkeit:

Kämpferisch, arbeitsam, durchsetzungsfähig, naturverbunden

Gesprächsthemen:

Kindheitserinnerungen aus der Nachkriegszeit, Umgang mit Verlusten und der eigenen Krebserkrankung, Rückkehr zu den eigenen Wurzeln



Ursula ist als viertes Kind ihrer Eltern im Februar 1945 in Brieselang geboren worden. Kalt war der Winter '45 und die Eltern sparten sich das Essen vom Munde ab, um die Kinder mit dem Notwendigsten zu versorgen.

Wie nur, fragten sie sich, sollen wir das Neugeborene durch die nächsten Monate kriegen? Schweren Herzens trafen sie eine Entscheidung und gaben ihre jüngste Tochter in die Obhut ihrer Tante nach Berlin, welche Zugang zu dem lebensnotwendigen Milchpulver hatte. „Was denkst du, was da im Dorf getratscht wurde! Der Vater verkauft sein Kind, hieß es!“

Bis zu ihrem sechsten Lebensjahr wohnte Ursula bei ihrer Tante und ihrem Onkel in Berlin, zu denen sie eine tiefe, innige Bindung entwickelte. Als der Tag der Einschulung näher rückte, holten ihre Eltern sie unter lautem Protest und Geschrei wieder zurück zu sich aufs Land und den inzwischen nicht mehr drei sondern insgesamt sechs Geschwisterkindern, die sie zu dem damaligen Zeitpunkt kaum kannte.

Fast das gesamte Jahr über hat Ursula in ihrem Garten zu tun. Der beachtlichen Größe wegen bezeichnet sie ihn liebevoll als ihren „Acker“. Mit Gummistiefeln, Hacke und Karre ausgestattet pflanzt sie alles an, was der heimische Boden hergibt. Der einstige Hof der Familie, der lange Zeit brach lag, erblüht heute wieder in voller Pracht.



Zu essen gab es noch immer nicht im Überfluss, doch reichte es wohl, um über die Runden zu kommen. „Wo acht Mann satt werden, sagte der Vater, wird auch der neunte satt“. Inzwischen war er Neubauer mit ein paar Hektar Land Ackerland und besaß ein Pferd, eine Kuh, einige Hühner und eine Ziege. Auf die bewirtschafteten Flächen und die Tiere gab es ein strenges Liefersoll. Wenn es zur Ernte kam, fiel die Schule für die Kinder aus. Jede Hand, war sie noch so klein, wurde auf dem Feld gebraucht. An die kräftezehrenden Tage auf dem Acker kann sich Ursula noch sehr lebendig erinnern: „Manchmal bin ich den ganzen Tag lang hinter der Drillmaschine her gelaufen. Abends bin ich, dreckig wie ich war, auf dem Küchenstuhl eingesunken und habe unter Umständen noch eine Kleinigkeit gegessen. Am nächsten Morgen bin ich im Bett neben meinen Geschwistern aufgewacht und wusstest gar nicht, wie ich da hingekommen bin.“

Der größte Einschnitt in ihrem bisherigen jungen Leben war der kurz aufeinanderfolgende Tod ihrer Tante und des Onkel im Jahre 1959. Mit gerade einmal 14 Jahren verlor Ursula die bisher wichtigsten Bezugspersonen in ihrem Leben. Besonders schlimm, sagt sie, wiegte der Umstand, dass sie mit der Grenzschießung 1961 nicht mehr auf den Friedhof fahren und die Gräber besuchen

konnte. Nur vier Jahre später ereilte sie ein weiterer Schicksalsschlag als ihre Schwester nach einem schweren Asthmaanfall in ihren Armen verstarb.

Als erwachsene Frau zog sie, inzwischen verheiratet, in das Haus ihrer Schwiegereltern im Ortsteil Finkenkrug, mit denen sie sich das Haus und den Hof teilten. Mit 21 Jahren gebar Ursula ihren ersten Sohn. Acht Monate lang pumpte sie 3 Liter Milch ab, sagt sie. Die Milchpumpe war immer mit dabei und reiste jeden Tag mit auf die Arbeit. „Ich habe 240 Liter Milch abgeliefert - besser wie eine Kuh!“ Am Abend dann wurde die Milch von der Frauenmilchsammelstelle abgeholt, wodurch Frühchen und anderen Babys geholfen werden konnte.

Nach der Geburt ihres zweiten Sohnes erkrankte Ursula an einer schweren Brustdrüsenvereiterung. Zwölf Wochen lang lag sie im kritischen Zustand im Krankenhaus. Drei Mal wurde sie in jener Zeit operiert. Die Wunden verheilten nur schlecht und waren lange offen. „Das ist mein Habe vom 23. Lebensjahr“, sagt sie und zeigt dabei auf das vernarbte Brustgewebe.

Viele Jahre später, inzwischen im Jahre 2001, fuhr Ursula wegen eines Rückenleidens auf eine Kur nach Lübben. Bei einer Routineuntersuchung stellte die Ärzte eine Verdickung des Brustgewebes fest. Ursula dachte sich nichts dabei, hatte sie doch Zeit ihres Lebens mit lästigen, aber stets harmlosen Zysten zu kämpfen, die jeweils operativ entfernt wurden. Doch dieses Mal sollte es anders kommen. Bei der Entfernung der Zyste fanden die Ärzte entartetes Brustgewebe. „Innen waren Krebszellen drin. Wenn du das hörst, schwimmen dir die Fäule weg.“

Nach der Diagnose folgten eine Nach-OP, 25 Bestrahlungseinheiten und schließlich die EU-Rente. „Mit dem Rentenbescheid, sagt sie, bekam ich gleich einen Wisch mit für die Grundsicherung. Hätte ich nicht noch die Witwenrente, wäre ich heute auf Grundsicherung angewiesen.“

Seit 2004 kommt Ursula alle 14 Tage ins BBZ zur Selbsthilfegruppe „Brustkrebsoperierter Frauen“. Beim letzten Treffen brachte sie frische Kräuter, Kartoffeln und Bohnen mit. Vor zwei Jahren fing sie an, auf der elterlichen Hofstelle ein Stückchen Acker wieder urbar zu machen. Hier baut sie seitdem verschiedene Gemüse- und Kräutersorten. Warum sie dies tut? „Es macht mir einfach Spaß“, sagt sie und fügt hinzu: „Im Alter, kehrt man eben doch zu seinen Wurzeln zurück.“

2. Sabrina Stotz, 54 Jahre

„Gib jedem Tag die Chance, der schönste in deinem Leben zu werden.“

Steckbrief:

Geburtsjahr und -ort:

1963 in Berlin Staaken

Stationen:

Falkensee, Magdeburg, Falkensee

Wohnhaft in Falkensee seit:

1963

Beruf:

Chemie-Laborantin, Betriebswirtin (IHK), Büroleitung Firma Stotz

Persönlichkeit:

Kreativ, ideenreich, aktiv, unternehmungslustig, anspruchsvoll, ziel- und lösungsorientiert

Gesprächsthemen:

Berufliche und private Selbstverwirklichung, aktive Lebensgestaltung



Sabrina und ich treffen uns in den Verkaufsräumen des kleinen, gut gehenden Familienunternehmens, das ihr Mann Bruno Anfang der neunziger Jahre gründete. Wir setzen uns in das Büro neben dem Ausstellungsraum, in dem verschiedene Holzarten, Stoffe und sonstige Materialien für die Kundschaft ausliegen. Während unseres Gesprächs klingelt häufig das Telefon. Beherzt greift Sabrina zum Hörer. Sie unterbreitet Vorschläge, rechnet Zahlen durch, vereinbart Termine und regelt das eine oder andere Geschäft ... Man spürt, hier ist sie voll und ganz in ihrem Element.

Stolz ist Sabrina auf die Firma und auf das, was sie und ihr Mann zusammen erreicht haben. Es gehört schon was dazu, sagt sie, zusammen mit dem Partner eine Firma zu betreiben, ohne dass etwas in der Beziehung auf der Strecke bleibt. Manchmal sei es schon eine Herausforderung, Privates und Geschäftliches miteinander zu vereinbaren. An solchen Tagen aber rufe sie sich den Spruch in Erinnerung, den sie sich als Bild neben dem Spiegelschrank im Bad aufgehängt hat:



„Gib jedem Tag die Chance, der schönste in deinem Leben zu werden.“ Wenn sie morgens aufsteht, ist jener Spruch eines der ersten Dinge, die sie sieht. Manchmal, so sagt sie, muss man dem Glück eben ein wenig auf die Sprünge helfen.

Sabrina ist in Falkensee geboren und groß geworden. Nur kurz ist sie einmal rausgekommen. Das war während ihrer Ausbildung zur Chemie-Laborantin, die sie in Magdeburg absolviert hat. Danach ist sie wieder zurück in die Heimat gezogen, wo sie Bruno, ihren alten Freund aus Jugendzeiten auf einer Feier

unter alten Schulfreunden wiedertraf und den sie später einmal heiratete, mit ihm zwei wundervolle Töchter großziehen und nach der Wende den Schritt in die Selbstständigkeit wagen würde.

Die Selbstständigkeit, sagt sie, ist eng mit dem Mauerfall verknüpft. Sie erinnert sich noch, wie sie am 09. November und zum zweiten Mal schwanger, zur Grenze fuhr und zusah, wie ihr Mann und ihre ältere Tochter auf der Mauer entlang spazierten und ihr von oben zujubelten. Die Wendezeit war für beide eine Zeit der beruflichen Neuorientierung. Bruno, der viel auf Montage war, wünschte sich eine Arbeit, die mit weniger Reisetätigkeit verbunden war und auch Sabrina war auf der Suche nach einer neuen beruflichen Perspektive. Sie erzählt, wie ihr Mann eines Morgens nach Berlin rein fuhr und sagte, er besorge sich jetzt einen neuen Job. In der Tat kam er mit einem unterzeichneten Arbeitsvertrag wieder nach Hause. Zwei Jahre später, inzwischen hatte er sich als Angestellter im Hausinnenausbau ein umfangreiches Know-how angeeignet, wagte er den Schritt in die Selbstständigkeit. Sabrina entschloss sich in jener Zeit zu einer Umschulung zur Betriebswirtin.

Bis sie 2011 in das inzwischen florierende Gewerbe ihres Mannes mit einstieg, fand sie Übergangsweise eine sinnvolle Beschäftigung im Beratungs- und Begegnungszentrum Falkensee. Anfänglich arbeitete sie hier in der Verwaltung und führte die Bücher, doch schnell war sie unterfordert und suchte sich im Verein neue Tätigkeitsfelder. Bis zum heutigen Tag bedauern die Kolleginnen ihren Weggang. Mit ihrem unermüdlichen Engagement, ihren kreativen Einfällen und der Gründung



Wenn Sabrina mal nicht im Büro anzutreffen ist, dann ist sie höchstwahrscheinlich mit ihrem Mann auf Reisen. Beide teilen eine große gemeinsame Leidenschaft: Das Motorradfahren. Im Büro hängt eine große Europakarte mit vielen kleinen Stecknadeln, die jene Orte markieren, die sie bereits mit ihren Motorrädern bereist haben.

einer Mutter-Kind Gruppe, die sie bis zu ihrem Ausstieg ausgebaut und geleitet hat, brachte sie Bewegung und frischen Wind in das Vereinsleben. Stillsitzen und Nichtstun oder sich mit halben Sachen zufrieden geben? Nein, das ist nicht Sabrinas Art. Wenn sie etwas anpackt, dann zu 100%. Nach unserem Gespräch zeigt mir Sabrina noch einmal das große Eckgrundstück, auf dem mittlerweile drei Häuser stehen: Das große mehrstöckige Wohnhaus, ein neuerer Bau mit Büro, Ausstellungsraum und integrierter Mietwohnung sowie ein separates Lagerhaus. Die Häuser erzählen von einer erfolgreichen Falkenseer Nachwendegeschichte. Überhaupt mag sie, wie sich Falkensee seit der Wiedervereinigung entwickelt hat. Viele junge Familien sind rausgezogen. „Die Stadt wächst, die Straßen sind schöner geworden, vieles hat sich prächtig entwickelt“. Wenn Sabrina von der Stadt und ihren Veränderungen spricht, wird eines deutlich: Sie liebt den Fortschritt und die Entwicklung. Sie mag es, wenn sich Dinge entwickeln, wenn etwas Form annimmt und es voran geht - sei es im städtischen Raum, im privaten oder beruflichen Umfeld.

3. Dr. Rosemarie Tornow, 79 Jahre

„Und plötzlich, von einer Stunde zur anderen, war das Leben so anders.“

Steckbrief:

Geburtsjahr und -ort:

1938 in Fehrbellin

Stationen:

Fehrbellin, Falkensee

Wohnhaft in Falkensee seit:

1954

Beruf:

Studium der Medizin, Fachärztin für Chirurgie, Chirurgin im KH Henningsdorf, Zusatzqualifikation der Sportmedizin, Kreissportärztin in Falkensee, ab 1990 niedergelassene Ärztin der Allgemeinmedizin und Hausarzt

Persönlichkeit:

Reflektiert und bedacht, diszipliniert, pflichtbewusst, ehrgeizig

Gesprächsthemen:

Umgang mit der eigenen Kinderlosigkeit, Pflege des schwerkranken Mannes, Ärztin aus Leidenschaft



Rosemarie und ich treffen uns an einem Spätsommertag im Garten des Literaturcafés Hexenhaus in Finkenkrug. Die ersten Blätter segeln sanft von den Bäumen, während wir bei einer Tasse Kaffee zusammensitzen und Rosemarie aus ihrem Leben berichtet. Liebevoll erzählt sie von ihrem Elternhaus und den ersten Jahren in Fehrbellin, wo sie zusammen mit Eltern und Schwester ihre Kindheit und Jugend verbrachte, bis die Familie 1954 in den Waldwinkel am Lindenweiher zog. Bis zum heutigen Tag kehrt Rosemarie gern hierher nach Finkenkrug und an den Lindenweiher zurück.

Eng verwurzelt ist sie mit diesem Ortsteil. Man kenne sich in Finkenkrug und jeder Stein, jeder Grashalm ist ihr bekannt. Doch habe sich auch viel verändert in den letzten Jahren. Enger ist es geworden und die bekannten Gesichter sind weniger geworden. Etwas Wehmut klingt in ihrer Stimme, als sie von dem leisen aber stetigen Wandel spricht, der sich in dem ihr so sehr vertrauten Ort in den letzten Jahren vollzogen hat. Und beinahe scheint es, sie spricht nicht mehr über Finkenkrug, den Lindenweiher und das Hexenhaus, sondern über sich, über unerfüllte Träume und das Leben im Allgemeinen.

2006 verkauften sie und ihr zweiter Mann, mit dem sie nunmehr seit 33 Jahren verheiratet ist, das Haus, um ihren gemeinsamen Lebensabend monataeweise in Spanien zu verbringen. Doch kurz darauf brach bei ihm die Krankheit aus. Parkinson, sagten die Ärzte, schlummere schon lange im Körper und warte nur auf eine Gelegenheit, um auszubrechen. Rosemarie vermutet, dass es der Stress und der Hausverkauf waren, die die Krankheit letztendlich ausgelöst haben. Ein Jahr später wurde bei ihm Prostatakrebs diagnostiziert, 2008 folgte ein Herzinfarkt. „Es kam alles Schlag auf Schlag.“ Seit letztem Jahr kam die Demenz mit der Pflegestufe drei hinzu. Sie sagt: „Man muss aufpassen, dass man sich als Pflegende nicht selbst vergisst“.

Ob sie es bedaure, das Haus verkauft zu haben? „Natürlich, ich habe 40 Jahre dort gewohnt und natürlich hängt man dran, aber was soll man da ewig drum herum lamentieren, das bringt mich auch nicht voran.“ Die Worte fallen mit einer gewissen Vehemenz, gerade so, als ob sie diese schon viele Male laut aussprechen musste.

Sich im Bedauern darüber zu verlieren, was alles hätte sein können? Nein, diese Denkweise ist Rosemarie nicht zu eigen, musste sie doch früh erkennen, dass die Lebenswirklichkeit nicht zwangsläufig mit den eigenen Lebensentwürfen einhergeht. Die große Kunst liege darin verborgen, die plötzlich eintretenden oder auch sich langsam anbahnenden Veränderungen im Leben anzunehmen, sich neu einzurichten und die Verhältnisse neu zu gestalten - immer und immer wieder.

Mit 14 Jahren, sagt sie, lernte sie ihre Jugendliebe und ersten Mann kennen, mit dem sie 1966 nur einen Straßenzug von den Eltern und der Schwester entfernt in jenes Haus zog, in dem sie den Großteil ihres Lebens verbringen würde. Rosemarie berichtet mit glänzenden Augen aus der Zeit, als die Kinder ihrer Schwester bei ihnen in der Wohnung tobten, im Garten spielten und mit ihnen in den Urlaub fuhren. Das Verhältnis zu ihren beiden Nichten war von Beginn an ein sehr liebevolles und kompensierte die eigene Kinderlosigkeit sehr gut. Rosemarie sagt, die beiden Mädchen

seien wie eigene Kinder für sie gewesen. Beide Eheleute wünschten sich von Herzen eigene Kinder. Dieser Wunsch sollte jedoch nicht in Erfüllung gehen und die Probleme, die damit einhergingen, wogen am Ende derart schwer, dass sich das Paar nach vielen Jahren einvernehmlich trennte.

Der Lindenweiher in Finkenkrug ist noch immer ein beliebter Rückzugsort für Rosemarie. Hier lebte sie viele Jahre, bis sie und ihr Mann das Haus im Jahre 2006 verkauften. Rosemarie ist auch leidenschaftlich Ärztin. Im BBZ gründete und betreute sie einst mehrere „Osteoperose-Gruppen“ und noch immer hält sie Sprechstunden in der Allgemeinarztpraxis in der Poststraße.



Ein tragischer Einschnitt war es, als ihre Schwester mit nur 47 Jahren an Brustkrebs verstarb und die inzwischen 16 und 21 Jahre alten Nichten hinterließ. „Die beiden“, erzählt sie, „sind kurz nach dem Tod ihrer Mutter mit Freunden nach Ungarn in den Urlaub gefahren und haben von dort aus einen Fluchtversuch in den Westen unternommen. Die ältere wurde verurteilt und saß über ein Jahr in Hoheneck ein, dem damals größten Frauengefängnis der DDR, bis sie von der Bundesrepublik freigekauft wurde. Als die jüngere volljährig wurde, holte ihre Schwester sie nach“. Traurig war das für Rosemarie, war damals doch nicht absehbar, wie viele Jahre vergehen würden, bis sie ihre beiden Nichten wiedersehen würde.

Nach unserem Gespräch gehen wir noch eine Runde um den Lindenweiher bevor Rosemarie zurück zu ihrem Mann muss. Ihr Terminkalender ist eng getaktet. Nicht nur wegen der Pflege ihres Mannes, sagt sie. In der Praxis für Allgemeinmedizin hält sie seit ihrem Ruhestand noch immer unterstützende Sprechstunden. Das macht sie aus Spaß an der Freude, um mal rauszukommen. Endgültig den Beruf an den Nagel hängen? Nein, daran mag sie noch gar nicht so recht denken....

4. Erika Kliesch, 70 Jahre

„Mit 12 Jahren musste ich plötzlich erwachsen sein.“

Steckbrief:

Geburtsjahr und -ort:

1947 in Wagenitz

Stationen:

Wagenitz, Schlamau, Dallgow-Döberitz

Wohnhaft in Falkensee seit:

1966 (Dallgow-Döberitz)

Beruf:

Verkäuferin für Waren des täglichen Bedarfs, seit 2006 Bewirtschaftung der eigenen Pension

Persönlichkeit:

anpackend, robust, arbeitsam, humorvoll, dankbar, hilfsbereit

Gesprächsthemen:

Übernahme von Verantwortung bereits in frühen Jahren. Verantwortung, Pflicht und Arbeit als Pfeiler des eigenen Selbstverständnisses



Als ich in Dallgow-Döberitz aus dem Zug steige, höre ich schon aus der Ferne das ausgelassene Lachen von Erika und ihrer Schwägerin. Wie zwei junge Mädchen stehen sie da auf dem Bahn-
gleis, winken mir zu und empfangen mich mit einem strahlenden Lächeln im Gesicht. Erika und ihre Schwägerin stehen sich sehr nahe. Beide kommen einmal in der Woche ins Beratungs- und Begegnungszentrum, um Sport zu treiben und sich auszutauschen. Diese Stunde mit den Sportmädels sei ihre persönliche Auszeit, sagt Erika. Die restliche Zeit, sieben Tage in der Woche, ist sie voll und ganz in der Pension eingespannt.

Erika wurde 1947 als siebtes und jüngstes Kind ihrer Eltern in Wagenitz bei Nauen geboren. Fünf Brüder hat sie und eine Schwester. Die Schwester war immer sehr fleißig und half wo es nur ging. Doch mit 18 Jahren ist sie ausgezogen und suchte ihr Glück im Westen, weit weg von den hiesigen häuslichen Pflichten. „Sie hatte die Nase voll“, sagt Erika und lacht dabei herzlich, gerade so als ob sie damit ausdrücken wolle, dass es ihre Schwester genau richtig gemacht habe. Denn als

Erika im Apfelbaum. Es gibt immer was tun - sei es im Garten, in der Pension oder im eigenen Haushalt. Sie kenne nichts anderes als Arbeit, sagt sie. Stillsitzen könne sie daher gar nicht mehr. Nach nur einer Stunde im Sessel wird sie unruhig und springt wieder auf, weil noch dieses oder jenes zu erledigen sei.



Erika gerade mal 12 Jahre alt war, die Schwester und ein Bruder wohnten damals schon nicht mehr daheim, erlitt ihre Mutter einen Schlaganfall und war linksseitig gelähmt. Als einziges Mädchen in der Familie kümmerte sich Erika nach der Schule, Tag ein, Tag aus um die kranke Mutter und den Haushalt mit den vier Brüdern und dem Vater.

Mit 15 Jahren ging Erika in die Lehre. Sie wollte entweder Schneiderin werden oder Verkäuferin. Sie erzählt, dass sie als kleines Mädchen, wann immer sie mit ihrer Mutter einkaufen war, einen Bonbon extra haben wollte. „Mein Bruder sagte dann: ‚Erika, du musst Verkäuferin werden, dann kannst du jeden Tag Bonbons lutschen‘. „Also bin ich Verkäuferin geworden.“ Und wieder hellt sich Erikas Gesicht auf und ein Lachen breitet sich aus. Sie war eine gute Schülerin. „Ich war noch in der Lehre, da haben sie mich aus der Berufsschule rausgeholt, damit ich die Verkaufsstelle in Briesen leite. Ich habe immer ohne Minus gewirtschaftet!“ In den darauffolgenden Jahren wurde Erika immer in jene Verkaufsstellen geholt, in denen es ein großes Manko gab. Mit stolzgeschwellter Brust und einem schelmischen Blick erzählt sie, dass sie sogar noch ein Abzeichen von damals irgendwo zu liegen habe.

Ihren Mann lernte sie 1965 auf einer Tanzveranstaltung kennen. Im Sommer darauf, heiratete das junge Paar und erwartete ihr erstes gemeinsames Kind. Auf der Suche nach einer Wohnung orientierten sie sich in Richtung Falkensee. In Dallgow wurde jemand für die Verkaufsstelle gesucht und auch fanden sie hier ein Grundstück mit einer alten Ruine drauf, das niemand haben wollte. „Mein Bruder und mein Mann sind damals hierher und haben sich das Haus angeschaut. Mein



Mann hat nur geguckt, ob eine Dachrinne vorhanden ist und hat ohne lange zu überlegen gesagt: ‚Das nehmen wir!‘. In den kommenden Jahren richteten sie das Haus her, zogen zwei Kinder groß und standen in Lohn und Brot. Ihr Mann arbeitete in Falkensee, sie im kleinen HO-Laden in Dallgow. Nach der Wende jedoch verloren beide ihre Arbeit. Mit Renovierungs- und Dämmarbeiten hielten sich beide recht gut über Wasser. „Ich war Handlanger für alles, während mein Mann die Löcher in die Wände bohrte.“ Doch der gemeinsame Traum war schon immer, eine

eigene Pension zu führen. Die Zeichnungen für einen möglichen Umbau lagen schon lange in der Schublade. 2006 war es dann endlich soweit. Das Haus erhielt eine zweite Etage mit Gästezimmern. Zu dem Zeitpunkt war Erika bereits 59 Jahre alt. Angesichts der mageren Rente, die vorne und hinten nicht gereicht hätte, sei es die richtige Entscheidung gewesen, sagt sie - trotz des Alters und der vielen Arbeit. Seit der Eröffnung kümmert sie sich von früh bis spät um die Pension, ist für die Gäste da, hat immer ein offenes Ohr für jedes Anliegen, reinigt die Zimmer, hält den eigenen Haushalt in Schuss und pflegt den Garten. Ihr Mann ist als Haushandwerker in der Pension tätig und kümmert sich dabei im Wesentlichen um organisatorische Angelegenheiten. Was sie sich noch für die Zukunft wünsche? „Dass ich gesund bleibe und außer meiner Arthrose-Finger keine anderen Krankheiten bekomme.“ Der Arzt bescheinigte ihr erst vor Kurzem, sie hätte ein „Blutbild wie ein junges Mädchen“. „Alles tiptopp! Arbeit hält eben auch gesund“, sagt sie und lacht von Herzen!

5. Helga Werder, 77 Jahre

„Was haben wir nur 40 Jahre lang erzogen?“

Steckbrief:

Geburtsjahr und -ort:

1940 in Berlin-Charlottenburg

Stationen:

Dallgow-Döberitz, Falkensee, Oberhausen, Falkensee

Wohnhaft in Falkensee seit:

Mit Unterbrechung seit 1940

Beruf:

Fotografin, Grundschullehrerin, Bildungsdezernentin

Persönlichkeit:

temperamentvoll, humorvoll, politisch interessiert, aufgeweckt, anpackend

Gesprächsthemen:

Politischer Aktivismus zur Wendezeit und ihr Wirken als Bildungsdezernentin



Es war ein kalter und klarer Novembertag, an dem ich Helga kennenlernte. Die überraschende Kälte des voreilig eingetroffenen Winters wich mit dem ersten freundlichen „Hallo“ am Gartenzaun. Da stand sie, eine kleine robuste Frau mit wachen Augen und einem herzlichen Lächeln im Gesicht. Das Haus, in dem die ehemalige Bildungsdezernentin zusammen mit ihrer ältesten Tochter in Falkensee lebt, steht in der „Straße der Einheit“ – Zufall oder Sinnbild ihres bewegten und engagierten Wirkens zu jener Zeit, als die Grenzen fielen und Zerbrochenes in schwieriger Stückarbeit aufgelesen und wieder neu zusammengesetzt werden musste?

Helga wurde 1940 als erstes von vier Kindern in Berlin-Charlottenburg geboren. Sie kann sich noch gut an die Kriegsjahre, die Bombenangriffe und den Hunger der frühen Kindheitstage erinnern. Damals verbrachte sie viel Zeit bei den Großeltern in der Herzstraße in Falkensee. Wie in jenen Jahren üblich, besaßen und bewirtschafteten die Großeltern hinter dem Haus eine kleine Ackerfläche. Kartoffeln, Gemüse und ein paar Hühner gab es, um die hungrigen Mäuler zu stopfen. Doch egal wie groß der Hunger auch war, die Parzelle mit Großvaters Tabak durfte nicht umgepflügt werden. Die welken Tabakpflanzen standen als trotziges Zeugnis längst vergangener, satter Tage.

Nach Abschluss der Schule absolvierte Helga in den fünfziger Jahren eine Ausbildung zur Fotografin. Es war eine aufregende Zeit. Sie war damals viel mit dem Fahrrad und ihrer Kamera unterwegs. Einmal radelte sie sogar von Falkensee bis nach Hoppegarten, um eine Hochzeitsgesellschaft zu fotografieren. Im Auftrag verschiedener Zeitungen war sie ständig als „rasende Reporterin“ unterwegs. Helga traf man überall dort an, wo es etwas zu sehen und zu berichten gab.

Die Fotografie sollte jedoch nicht ihr weiteres berufliches Leben bestimmen. Stattdessen wurde sie Lehrerin und unterrichtete nach Abschluss ihres Studiums 30 Jahre lang als Grundschullehrerin an der Schule „Am Gutspark“ in Falkensee. Diese Zeit prägte Helga sehr. Sie übte ihren Beruf mit großer Hingabe aus. Doch als bekennende Christin, die vor den politischen Entwicklungen und Geschehnissen nicht die Augen verschließen konnte und wollte, stand sie unter ständiger Beobachtung der Staatssicherheit. Ihre Zeit im Schuldienst beschreibt Helga daher auch als einen äußerst schwierigen Balanceakt, in der sie die eigenen Werte und Grundhaltungen fortlaufend gegen die staatliche Ideologie und Vorgaben des Lehrplans abwägen musste.

Seit 1986 nahm Helga an einem zweimal jährlich stattfindenden Konsortium in Berlin für christliche Lehrer und Lehrerinnen teil. Hier konnte sie sich zusammen mit Gleichgesinnten austauschen und Mut fassen. Wie sich später herausstellte, sagt sie, hatten sich auch hier Mitarbeiter der Staatssicherheit unter die Teilnehmer gemischt. Spätestens aber, seitdem sie sich 1989 im „Staakener Kreis“ engagierte, stand sie unter besonderer Beobachtung. Der Kreis machte sich schon bald einen Namen als Anlaufstelle für Ausreisewillige und Veränderer. Aus ihrer politischen Haltung machte Helga gleichwohl keinen Hehl, hingen doch an ihren Fenstern ostentativ Plakate und Sprüche, die auf den desaströsen Zustand des DDR-Regimes hinwiesen.

Auf der letzten Sitzung des pädagogischen Rats an ihrer Schule fragte sie dann auch provokativ in den Raum hinein: „Was haben wir eigentlich 40 Jahre lang erzogen?“ Die Frage hing wie Blei in

der Luft und niemand wusste eine Antwort darauf zu geben. Noch eine ganze Weile erzählt Helga mit noch immer kämpferischer Leidenschaft aus jener Zeit, in der die Sehnsüchte der Menschen nach Freiheit siegten und die alten Ideologien wie Kartenhäuser in sich zusammenbrachen.

In ihre Rolle als Dezernentin für Schule, Soziales und Kultur wurde sie nach dem Zusammenbruch



„Wir haben Menschen mit zwei Gesichtern erzogen.“

„Die DDR war ein Land, in dem man, wenn man die Schnauze hielt, versorgt war von der Wiege bis zur Bahre.“

der DDR mehr oder weniger reingeschupst, sagt sie, denn im Grunde hegte sie als Lehrerin keine politischen Ambitionen. Doch da stand sie nun als frischgebackene und politisch völlig unerfahrene Bildungs- und Kulturdezernentin vor dem Scherbenhaufen der Geschichte. Zu den wichtigsten Aufgaben der Anfangszeit zählte der Wiederaufbau der sozialen Infrastruktur in Falkensee. Darunter fielen u.a. die Eröffnung des Lise-Meitner-Gymnasiums, des Heimatmuseums und der Ausbau der Kitas. Auch die Eröffnung des Beratungs- und Begegnungszentrums fiel in jene Zeit, das sie bei Frau Dr. Oel-

schlägel, der Leiterin des Vereins, in guten Händen wusste. Vieles musste Anfang der 90er mit nur wenigen Mitteln in mühseliger Kleinstarbeit auf den Weg gebracht werden. Bis zum heutigen Tag sei sie daher dankbar für die gute Zusammenarbeit und die Unterstützung der Kolleginnen und Kollegen. Denn manchmal, sagt sie und lacht, musste das Team einiges aushalten. Wenn sie aufgebracht war, knallten schon einmal die Türen zu. Mit Helga konnte man sich streiten, aber auch herzlich lachen. Ihr Temperament und ihre stürmische Art waren im Rathaus weithin bekannt.

Lange ist dies alles nun schon her. Wenn Helga dieser Tage nicht gerade unterwegs ist, trifft man sie oft daheim an. Umgeben von ihren Büchern und klassischer Musik, sitzt sie dann am Schreibtisch und schreibt an ihren Gedichten und Aphorismen. Irgendwann, sagt sie, wird sie auch mal ihre eigene Lebensgeschichte niederschreiben.

6. Ingeborg Jung, 78 Jahre

„Die Welt mag sich auf den Kopf stellen, und doch muss das Leben weitergehen.“

Steckbrief:

Geburtsjahr und -ort:

1939 in Plänitz (bei Neustadt a.d. Dosse)

Stationen:

Oranienburg, Plänitz, Falkensee

Wohnhaft in Falkensee seit:

1956

Beruf:

Fleischerei-Fachverkäuferin,
Krankenschwester

Persönlichkeit:

Pragmatisch, standhaft, mutig,
immer den nächsten Schritt vor
Augen

Gesprächsthemen:

Kriegsjahre, das Leben auf dem
Grenzstreifen, Beruf als Berufung,
der Umgang mit dem Tod und dem
Alleinsein.



Ingeborgs kleine Zweizimmerwohnung ist zweckmäßig eingerichtet. Persönliche Deko-Elemente sind bewusst in der Wohnung platziert, aber nicht in Überfülle vorhanden. Alles hat seinen Platz und erfüllt einen Zweck. Vielleicht ist das so, weil Ingeborg es schon immer so in ihrem Leben gehandhabt hat. Sie ist ein geradlinig denkender Mensch, immer den nächsten Schritt klar vor Augen. Mit ihren 78 Jahren hat Ingeborg schon viel in ihrem Leben gesehen und mit vielen Dingen umgehen müssen.

Ingeborg ist in einem kleinen Dorf auf dem Hof ihres Großvaters in Plänitz bei Neustadt an der

Dosse geboren worden. Die Familie lebte in den ersten Kriegsjahren in Oranienburg, bis ihre Wohnung und die halbe Stadt den Bomben zum Opfer fielen. Beim Großvater auf dem Land fanden sie Zuflucht. Sie weiß noch genau, wie sie 1945 im Keller des Hauses saßen, als die Russen kamen und das gesamte Haus und den Kinderwagen ihrer kleinen Schwester durchsuchten. Dabei riefen sie immer und wieder auf Russisch ein Wort, das Ingeborg nicht verstehen konnte und ihr bis heute noch in den Ohren nachklingt. Kurz darauf, der Krieg war inzwischen zu Ende, fand sie eines Tages den Opa im Birnenbaum hängen. Da ist sie zur Oma gelaufen und sagte: „Du, Oma, der Opa hängt am Birnenbaum.“ Gedacht habe sie sich nichts dabei, spielte sie doch auch gern in den Bäumen und ließ sich von den Ästen herunter hängen. Die Oma sei daraufhin zum Opa gegangen und habe ihn abgeschnitten.

Bis zur achten Klasse ging Ingeborg in Neustadt zur Schule, mit 14 suchte sie sich eine Lehrstelle. Ihr Traumberuf war von klein auf der Beruf der Krankenschwester. Aber da hätte sie mindestens 18 Jahre alt sein müssen. Zur Überbrückung lernte sie das Erstbeste, was sich ihr unter den damaligen Bedingungen anbot. In einer Fleischerei fand sie eine Lehrstelle und sortierte fortan als „Blockmamsell“ das Fleisch. Einige Jahre lang noch habe sie in dem Beruf gearbeitet. Zunächst in Neustadt, später ab 1956, nachdem sie die Zuzugsgenehmigung erhielt, in Falkensee.

1957 lernte Ingeborg ihren Mann auf einer Tanzveranstaltung kennen. Als Ingeborg ihn im Saal erblickte, habe sie zu ihrer Bekannten gesagt: „Der große Blonde ist meiner!“ Das habe auch geklappt, meint sie und lacht. Ein knappes Jahr später war sie verheiratet und hielt ihre erste Tochter in den Armen. „Mach das mal nach!“, scherzt Ingeborg. Kinder wollte sie schon immer haben, die Hochzeit, nun gut, das gehörte damals mit dazu. Kinder brauchen eben auch Väter.

1959 zog das junge Paar in die Martin-Luther-Straße. Das Haus lag direkt im ehemaligen Grenzgebiet zwischen Falkensee und Berlin-Spandau. Eines Nachts, erzählt Ingeborg, kam ihre Tochter zu ihr ans Bett und sagte: „Mama, ich kann nicht schlafen, es ist so hell draußen.“ Ingeborg vergewisserte sich und in der Tat sah sie den Garten in ein gleißend, helles Licht getaucht. In jener Nacht haben sie die Grenzen dicht gemacht, berichtet Ingeborg. Überall waren plötzlich Zäune und Stacheldraht - und ihr Haus stand mittendrin. Einige Nachbarn habe sie von jener Nacht an nie wieder gesehen. „Die sind mit den Autos vorgefahren, haben alles aufgeladen und weg waren sie - auf Nimmerwiedersehen.“

Zu Beginn benötigte die Familie einen Passierschein, um die eigene Wohnung betreten zu können. Die Patrouillen liefen bei ihnen regelmäßig ein und aus und kontrollierten, ob sie etwa einen Tunnel gruben oder jemanden im Keller verstecken würden. Wenn ihre beiden Töchter ihre Freunde treffen wollten, habe sie sie wortwörtlich auf die Straße geschickt, erzählt Ingeborg. „Es durfte ja niemand sonst das Haus betreten.“



Manchmal bringt das Allein-Sein auch neue Möglichkeiten mit sich, wie verreisen. Aber es erfordert auch Mut. Mut, um in den Bus zu steigen und neue Orte zu sehen, Mut, auf Menschen zuzugehen und kennenzulernen.

In den 60er Jahren erlernte Ingeborg ihren Traumberuf und wurde Krankenschwester. Am liebsten arbeitete sie in der Chirurgie, da kämen die Patienten mitunter todkrank rein, aber wenn sie gingen, blieben sie auch fort. In der Inneren hingegen kämen sie immer wieder, sagt sie, da stecke meist etwas Langwieriges dahinter. Ingeborg war froh, dass es bei ihrem Mann am Ende so schnell ging. Manchmal habe er nämlich über Magenschmerzen geklagt. Als er dann im November 1989 zum Arzt ging, meinte er nach der Untersuchung, sie solle noch einmal rein und mit dem Arzt sprechen. „Da wusste ich was los war.“ Am 30. Dezember 1989, nur 5 Wochen später, sei er verstorben. Am 2. Januar hätte Ingeborg alles Notwendige erledigt und am 3. Januar sei sie wieder zur Arbeit gefahren. Das Leben musste weitergehen.

Seit Ingeborg in Rente ist, geht sie regelmäßig ins BBZ, um in Bewegung zu bleiben und sich auszutauschen. In der Seniorengruppe ist sie als die Reise-Tante bekannt. Endlich habe sie Zeit für so etwas. Am Anfang traute sie sich nicht in den Bus zu steigen und kehrte wieder nach Hause um. Inzwischen aber lacht sie darüber und erfreut sich an den neuen Eindrücken und an den vielen netten Reisebekanntschaften, die man unterwegs kennenlernt.

7. Ramona Matheus, 54 Jahre

„Im BBZ werde ich so akzeptiert wie ich bin.“

Steckbrief:

Geburtsjahr und -ort:

1963 in Falkensee

Stationen:

Falkensee

Wohnhaft in Falkensee seit:

von Geburt an

Beruf:

Elektro-Maschinenbauerin, Näherin,
MAE-Stelle und Ehrenamt im BBZ

Persönlichkeit:

Organisiert, ordnungsliebend, hilfs-
bereit, humorvoll, kämpferisch

Gesprächsthemen:

Kindheit und familiäre Verhältnisse,
die Bedeutung von privater, berufli-
cher und finanzieller Sicherheit,
Wahlfamilie BBZ



Ramona und ich sind an einem üblichen Wo-
chentag in den Räumen des Beratungs- und Be-
gegnungszentrums verabredet. Bevor wir uns für
das Gespräch in ein ruhiges Nebenzimmer zu-
rückziehen huscht sie noch schnell zwischen Kü-
che und Gruppenraum hin und her und verge-
wissert sich, dass alles für das nächste Gruppen-
treffen hergerichtet ist und die Kaffeemaschine
gluckerdnd ihr Werk verrichtet. Ein langjähriges
Mitglied aus der Gruppe feiert seinen runden
Geburtstag. An solchen Tagen wird der Tisch
schon einmal besonders hübsch hergerichtet.
Die Teller und Tassen stehen akkurat und die von
ihr kunstvoll gefalteten Servietten zieren das

Tischgedeck. Die Arbeit hier im Beratungs- und Begegnungszentrum bereitet Ramona sehr viel Freude. Es tut ihr gut, von zu Hause raus und unter Leute zu kommen. In den eigenen vier Wänden würde ihr schlichtweg die Decke auf den Kopf fallen, sagt sie. Dass sie durch die Arbeit einen geregelten Tages- und Wochenablauf hat und sie für ihre Arbeit Anerkennung erhält, ist für sie sehr wichtig. Seit 2003 arbeitet Ramona im Beratungs- und Begegnungszentrum und verdient sich zum „Hartz-IV“-Satz noch ein bisschen was hinzu. Ramona ist froh, dass sie inzwischen besser mit ihrem Geld umgehen kann. „Das war früher nicht immer so“, sagt sie.

Ramona ist 1963 in Falkensee als jüngstes von 4 Kindern geboren. An die ersten Kindheitsjahre in den Falkenseer Alpen erinnert sie sich gern zurück. Da war zum Beispiel der große Garten hinter dem Haus, in dem die Familie ein paar Kaninchen und Hühner hielt. Als Kind war sie viel und gern draußen, tobte im Hof, spielte mit Freunden im Wald und rodelte im Winter den Scheinwerferberg hinunter.



Wegen des angekündigten Eigenbedarfs der Hauseigentümer musste die Familie allerdings viele Jahre später in die Finkenkruger Straße in eine kleine Zweizimmerwohnung umziehen. Eine größere Wohnung war mit dem knappen Familienbudget nicht denkbar. Zu der Zeit arbeiteten ihr Vater und ihre Mutter im Schichtdienst und waren nur selten gemeinsam zu Hause. Da die beiden älteren Brüder bereits ihre eigenen Wege gingen, wohnten sie zu viert in der kleinen Wohnung. Ramona schlief notgedrungener Weise im Schlafzimmer der Eltern, während ihr Bruder auf der Couch im Wohnzimmer nächtigte.

Als Ramona erwachsen war, hielt sie guten Kontakt zu ihren Eltern. Ihr Vater war 100% kriegsopfergeschädigt und hatte zunehmend mit gesundheitlichen Spätfolgen zu kämpfen. Ein Jahr vor seinem Tod feierten ihre Eltern Goldene Hochzeit. Sie erinnert sich gern an diesen Tag zurück. Die Familie fuhr nach Rheinsberg und unternahm eine Dampferfahrt auf dem Wasser. Selten hat sie ihren Vater so glücklich gesehen. „Die Seeluft auf dem Oberdeck tat ihm so gut, dass er gar nicht mehr vom Schiff herunter wollte“, erzählt sie.

Nach dem Tod der Eltern verschlechterte sich das Verhältnis zu ihren Brüdern. Streitigkeiten zwischen den Geschwistern und unüberwindbare Differenzen führten am Ende dazu, dass sie den Kontakt zu ihren Brüdern vollständig abgebrochen hat. Bis zum heutigen Tag ist ihr die Enttäuschung darüber anzusehen.



Ramona ist eine Kämpferin und lässt sich nicht so leicht unterkriegen. Ihre „Wahlfamilie“ ist das BBZ. Hier findet sie Bestätigung und einen geregelten Tagesablauf. Sie leistet Gruppenvor- und -nacharbeit, nimmt Telefonate entgegen, führt Listen und betreut ihre Gymnastikgruppen.

Überhaupt habe sie mit Männern nicht wirklich Glück in ihrem Leben gehabt, sagt sie. Zwei mal war sie verheiratet, zweimal ist sie geschieden. Immerhin ist aus der ersten Ehe ihre Tochter hervorgegangen, zu der sie ein gutes Verhältnis pflegt.

Ramona ist froh, dass sich ihr Leben inzwischen ruhiger und geordneter gestaltet. Nach all den Kämpfen im privaten und auch im beruflichen Umfeld, in dem sie in der Nachwendezeit nicht mehr Fuß fassen konnte und einmal sogar auf einen zwielichtigen Arbeitgeber reingefallen ist, ist sie dankbar, endlich hier angekommen zu sein. Wenn sie „hier“ sagt, meint Ramona das BBZ. Denn das BBZ, sagt sie, sei für sie wie eine große Familie, in der sie so akzeptiert wird wie sie ist und wo sie sich vor niemanden verstellen muss. Für die Zukunft wünscht sie sich, dass sie in dem Team noch viele Jahre weiter arbeiten und das BBZ noch lange seine Arbeit fortführen kann.

8. Christa Richter, 81 Jahre

„Was mich glücklich macht? Es braucht bloß ein guter Tag zu sein wie dieser.“

Steckbrief:

Geburtsjahr und -ort:

1936 in Dallgow-Döberitz

Stationen:

Dallgow-Döberitz, Falkensee

Wohnhaft in Falkensee seit:

Ca. 1957

Beruf:

Fakturistin, Mitarbeit in der familien-eigenen Glaserei

Persönlichkeit:

Dankbar, freundlich, bescheiden, warmherzig, optimistisch

Gesprächsthemen:

Achtsamkeit und Dankbarkeit im Alltag, der Umgang mit dem Tod der eigenen Kinder und die familieneigene Glaserei



Christa ist eine Frau, die gern und viel lächelt. Es ist ein ehrliches und freundliches Lächeln, das sie ihren Mitmenschen schenkt. Dankbar ist sie für das Leben und jeden einzelnen Tag, der ihr mit ihren 81 Jahren bei guter Gesundheit gegeben ist. Christa wurde bescheiden erzogen. Sie sagt, dass manche Menschen auf Reisen gehen und große Dinge unternehmen. Das alles aber braucht sie nicht. Es bedarf nur eines guten Tages, um glücklich und zufrieden zu sein. Sie geht sehr achtsam mit sich und ihrer Umgebung um und wenn sie morgens aufwacht, ist sie allein für diesen besonderen Moment dankbar. Beim Verrichten alltäglicher Dinge, erfreut sie sich einfach

an der Tätigkeit an sich. Mit Vergnügen deckt sie morgens für sich und ihren Ehemann den Frühstückstisch und wenn sie zum Kochen die Zutaten aus dem Keller holt, steigt sie mit Freuden die steile Treppe hinunter. Ihr Mann schimpft immer über die Treppe und meint, das sei eine „Hühnerleiter“. Aber Christa liebt diese Kellertreppe. Sie geht diese bestimmt ein Dutzend Mal am Tage auf und ab und während sie das tut, danke sie ihrem Körper, dass er das noch so gut kann.

In ihrer Freizeit geht Christa gern spazieren. Und wann immer es ihr möglich ist, schaut sie mittwochs in ihrer Sportgruppe im BBZ vorbei. Als sie 1995 zum ersten Mal in die Gruppe kam, war das für Christa ein wichtiger Schritt, um raus zu kommen, alte Bekannte wieder zu treffen und um Selbstbewusstsein zu tanken.



Sie erzählt mir auch von ihren Blumen und wie sehr sie sich an den schönen Usambara Veilchen erfreut, oder an den Orchideen und den Rosen ihres Mannes. Beim Unkraut jäten nimmt sie sich dann ein Kissen und rutscht auf den Knien munter durch die Beete. Das macht ihr wirklich Spaß, sagt sie, auch wenn danach das Knie ein wenig zwickt. Spätestens um vier Uhr nachmittags aber sitzt sie wieder am Küchentisch und löst ein paar Rätsel. Dem Kopf müsse man ja auch etwas Gutes tun, sagt sie und schenkt mir wieder ihr warmherziges Lächeln.

Für unser Gespräch treffen wir uns an der Seegefelder Straße und spazieren durch die angrenzenden Wiesen und Koppeln. Dies ist ihre Runde, sagt sie. Fast täglich geht sie hier entlang, um die Beine zu vertreten und ein wenig Zeit für sich zu haben. Christa zeigt über das Feld in Richtung ihres Wohnhauses und der alten Glaserei, die ihr Sohn nunmehr in dritter Generation fortführt. Der Vater ihres Mannes hatte im Mai 1945 den richtigen Riecher gehabt. Die Jahre des Aufbaus nach dem Krieg sorgten für satte Auftragsbücher. Ihr Mann übernahm die Glaserei im Jahr 1964. Was sind sie damals nicht querfeldein zu den Kunden raus aufs Land gefahren oder nach Berlin rein. Selbst die Staatsoper in Berlin hatten sie zu DDR-Zeiten verglast.

Als gelernte Fakturistin hat Christa hauptsächlich die Büroarbeit erledigt, doch angepackt habe sie auch überall da, wo Not am Mann war. Froh ist sie, dass sie die Glaserei trotz einiger Turbulenzen und plötzlich leerer Auftragsbücher über die Wendezeit retten und viele Jahre später an den Sohn übergeben konnten.

Nach unserer kleinen Runde kehren wir in ein Lokal ein und wärmen uns bei einer Tasse Kaffee auf. Der Frühling möchte in diesem Jahr nicht so recht in die Gänge kommen. Noch immer wird die Wohnung beheizt, sagt Christa. Heute morgen hat sie 24 Grad in der Stube gemessen. Ihr Mann mag es warm, aber ihr sind 24 Grad zu viel. Sie stellt die Heizung dann schon einmal ab. Später, wenn sie dann nachschaut, sieht sie, dass ihr Mann das Thermostat wieder aufgedreht hat. Was soll's, sage sie sich dann, es soll ja niemand frieren und belässt es dabei. 60 Jahre sind sie und ihr Mann inzwischen verheiratet. Nach so langer Zeit muss nicht mehr jeder Kampf ausgefochten werden.

Kennengelernt haben sie sich 1955 auf einem Maskenball, erzählt sie. Zwei Jahre später haben sie geheiratet und schon bald darauf den ersten Sohn zur Welt gebracht. Zwei von ihren insgesamt vier Kindern, sind im Alter von 5 und 16 Jahren an Mukoviszidose verstorben. Christas Stimme wird leiser und ruhiger als sie darüber spricht. „Das ist die traurige Seite der Familie Richter“, sagt sie. Beide, also sie und ihr Mann, tragen das Gen in sich. Damals wusste man noch nicht, mit was für einer Krankheit man es zu tun hatte. Ihr erstgeborener Sohn, der mit nur 5 Jahren verstarb, war praktisch die ganze Zeit über in der Charité und wenn mit der Jüngsten was war, dann wurde sie „mit Donnerschlag“ ins Krankenhaus gefahren. „Dann haben wir hier alles stehen und liegen lassen“, erinnert sich Christa. Dass sie die Arbeit und die vielen Arztbesuche und Krankenhausaufenthalte irgendwie unter ein Hut bekamen, war ihrer Selbstständigkeit zu verdanken. Anders, wäre das alles gar nicht möglich gewesen. In den Urlaub sind sie ein paar Mal an die Ostsee gefahren, wegen der guten Seeluft. Mit dabei war immer ein großes Inhalier-Gerät. Nach einer kurzen Pause frage ich Christa, wie sie mit dem Verlust der eigenen Kinder umgeht. „Du musst damit leben“, sagt sie, „aber verarbeiten kannst du sowas nicht...“

9. Rositha Steffenhagen, 70 Jahre

„Menschenskinder, wir sind doch alle Deutsche!“

Steckbrief:

Geburtsjahr und -ort:

1947 in Jena

Stationen:

Jena, Siegen, Berlin, Falkensee

Wohnhaft in Falkensee seit:

2000

Beruf:

Krankenschwester, leitende OP-Schwester, Stationsleitung im Pflegeheim

Persönlichkeit:

temperamentvoll, energisch, humorvoll, durchsetzungsstark, direkt, anpackend

Gesprächsthemen:

Der Umgang mit Krebs in der Familie. Der Mauerfall und die immer noch vorhandenen Grenzen in den Köpfen der Menschen zwischen Ost und West.



Rosithas Haus und Garten liegen etwas versteckt im Falkenseer Ortsteil Finkenkrug. Eine sandige Straße führt zum Grundstück, auf dem ein schmales Haus mit roten Backsteinen steht. Ein Auto nähert sich etwas schneller als die sandige Buckelstraße es erlaubt. Es ist Rositha. Neben ihr, auf dem Beifahrersitz, liegen frische Brötchen. Ihr Mann habe es heute Morgen versäumt, welche zu besorgen. Später am gedeckten Frühstückstisch erzählt sie mir, dass er in der Früh zur Krebsnachsorge gefahren ist. Fünf Jahre ist die OP nun her, die die ganze Familie auf Trab gehalten hat.

Die Diagnose war ein Schlag ins Gesicht, ist doch seine Schwester nach schwerer Krankheit mit nur 46 Jahren an Krebs verstorben. Als er von der Diagnose erfuhr, sei er zusammengebrochen. Rositha und ihre beiden Töchter rieten zur OP. „Es war eine gute Entscheidung gewesen“, sagt sie. Bislang sei alles gut verlaufen. In dieser Zeit verschwieg Rositha ihrer Familie die eigene Krebserkrankung im Unterleib, von der sie nur wenige Monate später erfuhr. „Die Familie musste beim

Neben der Eingangstür hängt ein Schild, mit der Aufschrift: „Pension Oma & Opa. Ganzjährig geöffnet. Enkelbetreuung rund um die Uhr. Kein Ruhetag!“ Rositha schmunzelt, als sie mir das Schild zeigt. Sie ist gern Oma und erfreut sich an ihren Enkelkindern ohne die volle Verantwortung als Mutter mehr tragen zu müssen.



Vater schon genug durchmachen“, sagt sie. Ihr Mann und ihre Töchter sollten nicht auch noch mit ihrer Erkrankung belastet werden. Demzufolge machte Rositha alles mit sich allein aus. Arztbesuche, Tests, schließlich Total-OP. Die Abläufe und das ganze Procedere kenne sie als gelernte Krankenschwester immerhin recht gut. Da brauche ihr niemand hineinreden. Als sie zur anschließenden Kurbehandlung fahren wollte, musste sie dies allerdings ihrer Familie gegenüber begründen. „Erst da haben sie es von mir erfahren. Da habe ich natürlich die Hücke voll bekommen“.

Rositha ist keine Frau, die sich von anderen vorschreiben lässt, was und wie etwas zu erledigen sei. Als junges Mädchen wollte sie als Entwicklungshelferin nach Südamerika gehen. Ihr Wunschberuf war Erzieherin. Am Ende war es jedoch ein Buch mit dem Titel „Susanne Barden“, welches die Geschichte einer jungen Krankenschwester erzählt, das ihren weiteren beruflichen Weg nachhaltig prägen sollte. Wie ihr Vorbild aus dem Roman erlernte Rositha den Beruf der Krankenschwester und zog vom beschaulichen Siegener Umland in die Großstadt nach Westberlin.

Ihr erster Gedanke, als sie in Berlin ankam und die typische „Berliner Schnauze“ kennenlernte, war: „Hier gehst du unter, mit Schimpf und Schande.“ An die freche Klappe der Berliner musste sie sich erst einmal gewöhnen. Doch schnell merkte sie: „Wenn ich mich hier unterbuttern lasse, dann bin ich verloren“. Heute kann Rositha locker mit dem Mundwerk der Berliner mithalten. Sie hat immer einen kecken Spruch auf den Lippen. Ihr Humor und ihre direkte, unverblümete Art halfen ihr schon durch manch heikle Situation.

Während wir am reichlich gedeckten Frühstückstisch die frischen Brötchen zu uns nehmen, kommen wir auf ein weiteres Thema, den Mauerfall, zu sprechen. Rositha erzählt mir, dass sie abends aus den Nachrichten von der Öffnung der Grenzen erfuhr. Am nächsten Abend sind sie und ihr Mann zu Fuß zur Glienicker Brücke runter gelaufen. „Jeder Trabi der kam, wurde von uns mit Sekt begossen. Mit wildfremden Menschen haben wir uns in den Armen gelegen.“ Als das Begrüßungsgeld ausgeteilt wurde, habe sie kurzerhand ihren Tapeziertisch rausgeholt und die Menschen an der Warteschlange mit Kaffee versorgt. Sie erinnert sich gern an diese Zeit zurück, als die Menschen in Ost und West noch voller Hoffnung und Zuversicht in die gemeinsame Zukunft blickten.

Plötzlich aber verfinstert sich ihre Miene. Leider sind diese Hoffnungen für viele relativ schnell geplatzt. Nach der Euphorie setzte die Ernüchterung ein. Am Ende blieben die Enttäuschung und die Verbitterung und jede Menge Vorurteile auf beiden Seiten. In der eigenen Familie musste sie miterleben, wie die Beziehung zum jüngsten Bruder und zur Frau des älteren Bruders an den Vorurteilen zerbrachen. „Menschenskinder, wir sind doch alle Deutsche!“ Man spürt regelrecht, wie Rositha am liebsten aufspringen und all jene wachrütteln möchte, die noch immer mit der Mauer in den Köpfen leben und nicht davon ablassen wollen. „Es werden bestimmt noch zwei, drei Generationen darüber vergehen, wenn nicht noch mehr....“.

Das aber, sagt sie, liege nicht mehr in ihren Händen. „Ich will keine Verantwortung mehr übernehmen. Diese Zeiten sind vorbei.“ Rositha blickt hinaus in ihren Garten und zeigt mir das Vogelhäuschen, an dem sie jeden Morgen das wilde Treiben der Vögel beobachtet. Seit ihrem Ruhestand kümmert sie sich als Teilzeitoma liebevoll um ihre Enkelkinder und findet Ausgleich im Garten oder in der Gymnastikgruppe im Beratungs- und Begegnungszentrum.

10. Elisabeth Pohlmann, 62 Jahre

„Der Krebs hinterlässt Spuren.“

Steckbrief:

Geburtsjahr und -ort:

1954 in Laufenburg, Schweiz

Stationen:

Laufenburg, Genf, Bukarest, Algier, Helsinki, Kopenhagen, Mailand, Bonn, Falkensee

Wohnhaft in Falkensee seit:

1999

Beruf:

Ausbildung bei der Schweizerischen Post, Hausfrau, Teilzeitkraft im Auswärtigen Amt, Angestellte in der Schweizerischen Botschaft

Persönlichkeit:

Weltoffen, aktiv, aufgeschlossen, humorvoll

Gesprächsthemen:

Die Bedeutung von Heimat und Familie, andere Länder, andere Kulturen, der Umgang mit der eigenen Krebserkrankung



Elisabeth und ich sind an einem warmen Maitag am Berliner Hauptbahnhof verabredet. Von hier aus ist es nur ein Steinwurf bis zu ihrer Arbeitsstelle in der Schweizerischen Botschaft. Wir schlendern die wenigen Schritte vom Washingtonplatz ins Regierungsviertel hinüber und stehen wenig später vor dem prominenten eklektizistischen Bauensemble der Schweizerischen Botschaft, der alte Strukturen aus dem neunzehnten Jahrhundert, moderne Architektur und „Kunst am Bau“ miteinander verbindet. Vor dem Eingang im Innenhof der Botschaft weht alle 10 Minuten ein Baumblatt mit einem Kurzgedicht herab, das vom Wind in die Welt hinausgetragen wird.

Mit Worten Grenzen überwinden, denke ich bei mir, als ich eins der Blätter genauer betrachte und meine Gedanken dazu freien Lauf lasse. Mit dem nächsten Schritt überschreiten wir jedoch eine sehr reale Grenze. Wir befinden uns nun auf Schweizerischem Boden und im Heimatland Elisabeths.

Elisabeth ist als eins von insgesamt 10 Geschwistern auf einem kleinen Bauernhof in der ländlichen Schweiz aufgewachsen. Das Leben in dem Dorf und auf dem Hof war überschaubar, entbehrungsreich und klar strukturiert. Jedes Familienmitglied musste mithelfen, das Haus und den Hof zu bewirtschaften. „Rückblickend“, sagt Elisabeth, „hatten wir auf dem Bauernhof sprichwörtlich zu wenig zum Leben, aber zu viel zum Sterben.“

Nach ihrer Schulzeit ging sie zunächst in die Haushaltslehre bevor sie bei der Schweizerischen Post in Genf eine Ausbildung absolvierte. An jenem Postschalter, an dem sie die Briefe abstempelte und ihren Bestimmungsorten entgegenschickte, begann auch Elisabeths ganz persönliche Reise, die sie hinaus in ferne und fremde Länder führen sollte.

Eines Tages begab es sich, dass ein attraktiver Mann zu ihr an den Schalter trat und seine Postsendungen in Auftrag gab. Sie wechselten ein paar freundliche Worte miteinander, tauschten zaghafte Blicke aus und schenkten sich zum Abschied ein Lächeln. Von diesem Tag an kam der junge Mann, der im deutschen Konsulat in der Schweiz arbeitete, häufiger zu ihr an den Schalter. Bald darauf wurden sie ein Paar, heirateten und lebten fortan an den unterschiedlichsten beruflichen Einsatzorten in Europa und der Welt.

Ihre erste gemeinsame Station führte sie 1977 ins kommunistische Bukarest. „Stell dir mal vor, da kommt eine 24-jährige Schweizerin, freiheitsgewöhnt, ins kommunistische Bukarest!“ Die Erfahrung dass man ständig bewacht und observiert wurde und die Telefone abgehört wurden, war eine sehr einschneidende. Schnell lernte sie, dass man in den eigenen vier Wänden nicht alles miteinander besprechen durfte. Doch so ganz konnte sich Elisabeth nie an diese Umstände gewöhnen. Leichter fiel ihr dahingegen die Anpassung an andere kulturelle Sitten, wie sie diese zum Beispiel in ihrer nächsten Station, in Algier zu Zeiten des arabischen Sozialismus, erlebte.

Jeder Umzug, der sie alle drei Jahre an einen anderen Einsatzort führte, brachte ein Mehr an Gefühlen und immer neuen Herausforderungen mit sich, erinnert sich Elisabeth. Die Vorfreude auf ein neues Land, eine neue Stadt, eine neue Kultur und Sprache standen organisatorischen Hürden, einem ständigen Abschied nehmen von liebgewonnenen Menschen und mehr oder weniger starken Anpassungs- und Eingewöhnungszeiten gegenüber. Auch wenn all das nicht immer

leicht war, verspürt Elisabeth noch heute ein Kribbeln, wenn sie an die Zeiten des Aufbruchs und an die vielen spannenden und erlebnisreichen Jahre zurückdenkt. 1995 zog die Familie an den damaligen Hauptsitz des Auswärtigen Amtes nach Bonn, um von nun an dauerhaft in Deutschland zu leben. Bedingt durch den Regierungsumzug von Bonn nach Berlin packte die Familie 1999 ein letztes Mal die Koffer und ließ sich im grünen Falkensee endgültig nieder.

Elisabeth ist aktiv und naturverbunden. In ihrer Freizeit unternimmt sie zusammen mit ihrem Mann ausgiebige Wandertouren. Dabei habe sie den hiesigen Reiz des Havellands mit seinen vielen Seen und weiten Wäldern kennen und lieben gelernt. Zudem trifft man sie alle 14 Tage in der Selbsthilfegruppe „Brustkrebsoperierter Frauen“ im BBZ.



In Falkensee wurde das Leben nun ruhiger und überschaubarer. Die gemeinsame Tochter war inzwischen erwachsen und außer Haus und Elisabeth fand eine Teilzeitstelle im Empfangsbereich der Schweizerischen Botschaft. Doch eines Februartages 2012 öffnete Elisabeth einen Brief, der die Befunde der letzten Mammographie beinhaltete. „Umlage gefunden“, stand da schwarz auf weiß. „Die Tage von diesem Brief an bis zu der endgültigen Diagnose Anfang März waren die schlimmsten meines Lebens“, sagt sie und spricht von der quälenden Ungewissheit, dem Bangen und dem Hoffen. Es folgten Ultraschall, Befund, Krankenhausaufenthalt, OP und Bestrahlung. Fünf Jahre sind seitdem vergangen. Nur noch wenige Tabletten befinden sich in dem Blister, welche die Bildung neuer Krebszellen verhindern sollen. Danach sei es geschafft und die kritische Zeit vorbei. „Doch die Angst bleibt“, sagt Elisabeth. „Der Krebs verändert dich und hinterlässt Spuren.“

In wenigen Tagen ist Pfingsten. Dann fährt Elisabeth mit ihrem Mann zurück in ihr Heimatdorf, in dem sich die gesamte Großfamilie einmal im Jahr zusammenfindet. Den Rest des Jahres aber, sagt sie und schmunzelt, habe sie kein Heimweh. Denn jeden Morgen, wenn sie zur Arbeit in die Botschaft geht, betritt sie ein kleines Stück Heimat.

11. Helga Matzke, 69 Jahre

„Nur zu Hause rumsitzen kann ich nicht.“

Steckbrief:

Geburtsjahr und -ort:

194 in Falkensee

Stationen:

Falkensee

Wohnhaft in Falkensee seit:

von Geburt an

Beruf:

gelernte Maurerin, Bauingenieurin

Persönlichkeit:

bodenständig, aktiv, optimistisch, anpackend, zufrieden

Gesprächsthemen:

Heimatverbundenheit, Wunschberuf Bauingenieurin, Umgang mit der eigenen Arbeitslosigkeit und der berufliche Wiedereinstieg in den sozialen Bereich



Helga ist eine bodenständige und aktive Rentnerin mit einem optimistischen und heiteren Gemüt. Ich fahre zu ihr auf das Grundstück in die Muse-lowstraße, das ihr Großvater vor dem Krieg vom Namensgeber der Straße, dem Bauern Muselow, abkaufte und darauf das Familienhaus erbaute, in dem Helga und ihr Mann nunmehr in dritter Generation wohnen. Die Heimatverbundenheit und die tiefen Wurzeln, die sie in dieses Stück Land schlug, geben Helga einen festen Halt. Keine Lebenskrise kann so schwer wiegen, sagt sie, dass nicht doch ein Weg wieder aus der Notlage herausgefunden werden kann. Es ist dieser feste Glaube an das Machbare und die Unerschütter-

lichkeit des Seins, mit dem Helga bis heute durchs Leben geht.

Helga wuchs in einem behüteten Elternhaus auf. Sie erinnert sich gern an ihre Kindheit und Schulzeit zurück. In dem ehemaligen Musiksaalgebäude am GutsPark, in dem heute das Beratungs- und Begegnungszentrum untergebracht ist, wurde Helga eingeschult. Später wechselte sie in das

In ihrer Freizeit genießt Helga ihren Garten. Ihr Grundstück ist mit dem ihrer Tochter als auch mit dem ihrer Schwägerin verbunden. Hier sitzt sie mit Bruno, dem Hund ihrer Tochter, der wie auch ihre Enkelin immer gern über die Grundstücksgrenze hinweg zu ihr und Opa Günther rüber flitzt.



große Hauptgebäude der heutigen Europaschule und erlangte als eines von insgesamt vier Mädchen in ihrer Schulklasse das Abitur mit integriertem Berufsabschluss als Maurerin. Schon immer hegte Helga einen Hang zum Praktischen und sehr früh stand für sie fest, dass sie etwas Handfestes erlernen wollte. Die typischen Frauenberufe, die den Mädchen im Rahmen der Berufsorientierung vorgeschlagen wurden, fand sie wenig attraktiv und ansprechend. Helga mag es lieber direkt und ohne Umschweife. Zu ihrer Klassenkameradin sagte sie einst: „Mädel, das ist ein Hammer und der hat einen Griff. Damit kannst du zuschlagen“. Vielleicht ist es diese resolute Art und ihre tiefe, feste Stimme, weswegen sich Helga schon immer gut in der Welt behaupten konnte.

Mit dem erlangten Berufsabschluss als Maurerin stand für Helga fest, dass sie Bauingenieurin werden möchte. Kurzerhand bewarb sie sich für ein Studium an der Fachschule für Bauwesen und schloss dieses nur zweieinhalb Jahre später erfolgreich ab. Anschließend fasste sie als Kalkulatorin im Wohnungsbaukombinat Potsdam Fuß und wechselte später zu Tiefbau Krüger nach Falkensee. Als die Wende kam, änderte sich in beruflicher Hinsicht nicht viel, erinnert sich Helga.

Sie tätigte die gleiche Arbeit lediglich nach den neuen bundesdeutschen Spielregeln und irgendwann schrieb sie die Kalkulationen und Leistungsverzeichnisse eben nicht mehr per Hand sondern am Computer.

2001 verlor Helga dennoch ihre Arbeit. Nach 40 Berufsjahren, sah sie sich mit 53 Jahren plötzlich mit der Arbeitslosigkeit konfrontiert. Damit umzugehen viel ihr anfangs sehr schwer. Ein halbes Jahr war sie krankgeschrieben, bevor sie sich wieder aufrappelte und auf die Beine kam. Nachdem ihr der Wiedereinstieg in die Haus- und Bauwirtschaft nicht mehr glückte, wandte sich Helga fortan einer völlig anderen Baustelle zu. Durch die eigene Erfahrung sensibilisiert, plötzlich arbeits- und perspektivlos zu sein, und durch die fortschreitende Demenzerkrankung ihrer Schwiegermutter sah sie, dass im sozialen Bereich dringend fleißige Hände benötigt werden. Weil ihre 13 Jahre ältere Schwester im Beratungs- und Begegnungszentrum zum Sport ging, lernte sie hierüber die Arbeit des Vereins kennen und fand schon bald selbst in der Anleitung von Sportgruppen für Senioren eine für sie spannende und sinnvolle neue Betätigung. Zunächst unterstützte sie das Team überall dort, wo Hilfe am dringendsten nötig war. Und ehe sie sich versah, rutschte sie aus der ehrenamtlichen Arbeit in einen Ein-Euro-Job und von diesem im Jahre 2005 in eine Festanstellung. Bis zu ihrer Verrentung 2013 leistete Helga im Beratungs- und Begegnungszentrum fortan die psychosoziale Beratung für Langzeitarbeitslose und von Arbeitslosigkeit bedrohte Menschen. Durch die Hartz-IV Reform entstand damals ein enormer Beratungsbedarf. Zugleich waren die Menschen zutiefst verunsichert. Wer zu ihr kam, sagt Helga, wusste zumeist von alleine nicht mehr weiter. Also arbeitete sie sich in die neue Rechtsprechung ein, schrieb da, wo es erforderlich war, Widersprüche, sprach bei der Durchsetzung von Interessen mit den zuständigen Ämtern, unterstützte bei der Wohnungssuche oder bei der Beschaffung von günstigen Möbel. Über die Erfolge konnte sich Helga sehr freuen, doch musste sie auch erkennen, dass sie nicht jedem weiterhelfen konnte. In diesen Fällen halfen lediglich ein offenes Ohr und die Vermittlung an zuständige Stellen und Einrichtungen in Falkensee und des Umlandes.

Und wie gestaltet sich seitdem ihr Leben als Rentnerin? Eigentlich meint man, Helga hätte in ihrem Leben genug gearbeitet. Doch einfach nur zu Hause rumsitzen und die Hände in den Schoß legen, das kann sie bis zum heutigen Tage nicht. Folglich schaut Helga dreimal in der Woche bei ihrer ehemaligen Arbeitsstätte vorbei. Hier im Beratungs- und Begegnungszentrum kümmert sie sich als ehrenamtliches Vorstandsmitglied gewissenhaft um die Kasse, betreut weiterhin ihre Gymnastikgruppen und fährt regelmäßig mit einem kleinen Trupp Erholungssuchender nach Bad Wilsnack ins Schwimmbad.

12. Elke Franke, 80 Jahre

„Auch aus Steinen, die dir in den Weg gelegt werden, kann man etwas Schönes bauen.“

Steckbrief:

Geburtsjahr und -ort:

1936 in Stettin

Stationen:

Stettin, Falkensee

Wohnhaft in Falkensee seit:

1937

Beruf:

Landwirtin, Erzieherin und Leiterin in einer Einrichtung für körperlich und geistig behinderte Kinder

Persönlichkeit:

aufmerksam, bedacht, hilfsbereit, gemeinwesenorientiert

Gesprächsthemen:

Republikflucht der eigenen Familie, das Leben mit einem schwerstbehinderten Kind, Halt in der Gemeinschaft, Ehrenamt



Elke wuchs in Falkensee in einem der typischen Landhäuser am Falkenhagener Anger auf, die noch heute den Straßenzug prägen. An ihre Kindheit erinnert sie sich gern zurück. Dem Krieg zum Trotz verlebte sie mit den Nachbarskindern eine unbeschwertere Zeit. Wie jedes Kind, liebte sie es, durch die angrenzenden Wälder zu ziehen, zu toben und verstecken zu spielen. Und wenn die Sirenen aufheulten, versteckten sie sich eben in einem der Keller, die in der Nachbarschaft für den Ernstfall hergerichtet waren. „Als Kind sieht man das alles anders. Wir haben ja gar nicht gewusst, was uns alles hätte passieren können!“

Als Kind eines ehemaligen Studienrates war es Elke Anfang der 50er Jahre versagt, die Oberschule zu besuchen. Statt zu studieren ging sie, ganz wie der Staat es für sie vorsah, in die Landwirtschaft und wurde „Landwirtin“. Wie der Vater, der nach Kriegsende keine Anstellung mehr als Lehrer fand, setzten sich in den 50er und frühen 60er Jahren die Mutter, Stiefmutter, die beiden Brüder und die Schwiegereltern in den Westen ab. Der gesamte persönliche Besitz der Eltern wurde nach der Flucht des Vater im Jahre 1955 unter Anordnung der damaligen Stadtverwaltung verbrannt. „Ich habe nur noch meine Geburtsurkunde und meinen Taufschein, aber mehr eben auch nicht“, erwidert Elke auf die Frage hin, was ihr aus ihrer Kindheit und Jugend an Erinnerungsstücken geblieben ist. Ob sie auch mit dem Gedanken gespielt habe, in den Westen zu gehen? „Nein, Ende der '50er Jahre war ich bereits verheiratet und erwartete meine erste Tochter.“ Ins Ungewisse ziehen, so wie viele andere, die sich zu diesen Schritt entschieden haben, wollte sie nicht. Also blieb das junge Paar und zog nach dem Fortzug der Schwiegereltern in deren Haus, das in unmittelbarer Nähe zur Neufinkenkruger Kirche im Ortsteil Finkenkrug steht.

Die Geburt ihrer zweiten Tochter brachte erneut Veränderungen in Elkes Leben. Von nun an waren es weniger die gesellschaftlichen und politischen Rahmenbedingungen, die ihr Leben wie ein Orchester dirigierten, sondern vielmehr die eigene Tochter, welche körperlich und geistig schwerstbehindert auf die Welt kam und fortan Elkes Tages- und Lebensrhythmus bestimmten und die volle Aufmerksamkeit und mütterliche Fürsorge beanspruchen würde.

Zu der damaligen Zeit gab es in Falkensee und im Umland noch keine Einrichtung für Kinder mit erhöhtem Förderbedarf, weshalb Elke in den ersten Jahren bei der Pflege, Erziehung und Förderung der Tochter auf sich allein gestellt war. Eines Tages, als der Beschluss für eine städtische Förderereinrichtung gefasst wurde, sprach sie die Kreisjugendärztin an und fragte sie, ob sie sich nicht künftig um die Kinder kümmern wollte, sie bringe schließlich die Erfahrung und die erforderliche Liebe mit. Elke sagte zu. Nach 200 Stunden Ausbildung und einem Sonderlehrgang arbeite sie künftig in dem Wochenheim in der Leinestraße und förderte die Kinder in ihrer Entwicklung und Selbstständigkeit. „Der relativ selbstständige Mensch, das war uns immer das Wichtigste“, sagt Elke. „Wer sagen kann, dass er Hunger hat, muss auch sagen können, dass er auf die Toilette muss. Wir haben vieles getan, dass die Kinder lernen, selbstständig zu essen und sich anzuziehen. Und das haben sie auch! Sie sind dann höchstens mal gekommen und haben gefragt: Du, Franki, machst du mal den Knopf zu?“.

„Es war schlimm“, sagt sie, „als die Einrichtung nach der Wiedervereinigung wegen fehlender

Gelder geschlossen werden musste.“ Sie habe sehr darunter gelitten, die Eltern und deren Kinder von einem Tag auf den anderen abweisen zu müssen. Später wurde der Förderbetrieb an die Havellandschule in Markee abgegeben, in der Elke bis zu ihrem Renteneinstieg arbeiten sollte. Noch heute pflegt sie einen sehr guten und engen Kontakt zu den Kollegen und Kolleginnen des ehemaligen Heims in der Leinestraße und der Schule in Markee.

Elkes Terminkalender ist immer voll. Zu Hause bleiben und nichts tun, das könnte sie nicht. Dafür gibt es ringsum viel zu viel zu tun. Der Zusammenhalt in der Gemeinde und in der Nachbarschaft als auch die Bindung zur eigenen Familie, zur Tochter und den beiden Enkel-töchtern sind Elke sehr wichtig.



Nach dem Tod ihrer jüngsten Tochter, welche mit nur 32 Jahren verstarb, suchte Elke Halt in der Kirchengemeinde. Inzwischen verrentet, fand sie für sich sinngebende und trostspendende Tätigkeiten in der Leitung des Seniorenkreises und in der Übernahme des Kirchendienstes. Nur widerwillig musste sie wegen ihres inzwischen hohen Alters den Dienst im vergangenen Jahr niederlegen. Doch aushelfen, backen, Blumen binden und viele weitere Dinge erledigt sie noch heute.

Überhaupt ist Elke überall dort anzutreffen, wo Hilfe benötigt wird. Viele Jahre kümmerte sie sich um die weiß-russischen Kinder, die noch immer unter den Spätfolgen des Reaktorunglücks litten und auf Einladung der evangelischen Kirchengemeinde Erholung im Havelland suchten. Und als die Flüchtlingskrise Falkensee erreichte, war Elke als eine der ersten vor Ort und sprach sich im Namen der Kirche für die Flüchtlinge aus. Doch damit nicht genug, neben der Kasse des Fördervereins der Havellandschule in Markee, die sie viele Jahre ehrenamtlich führte, ist sie auch aktives Mitglied im BBZ. Nicht umsonst hat Elke hochverdient im Jahre 2016 den Bürgerpreis der Stadt Falkensee verliehen bekommen.

13. Regina Kaufhold, 67Jahre

„Wenn ich damals nicht das BBZ gehabt hätte, wäre heute alles anders.“

Steckbrief:

Geburtsjahr und -ort:

1950 in Drognitz (Thüringen)

Stationen:

Drognitz, Falkensee

Wohnhaft in Falkensee seit:

1975

Beruf:

Handelskauffrau

Persönlichkeit:

Freundlich, zugewandt, selbstkritisch

Gesprächsthemen:

Das Leben mit einem behinderten Kind. Wenn Körper und Psyche plötzlich Grenzen setzen. Die Entstehung und der Umgang mit der Depression.



Regina empfängt mich am Gartentor ihres Grundstückes. Im gepflegten Vorgarten begegne ich Christian, ihrem erwachsenen Sohn, der seinem Vater bei der Gartenarbeit hilft. Als er mich sieht, wirft er mir einen schüchternen Blick zu, streckt mir seine Hand entgegen und begrüßt mich höflich.

Christian ist 46 Jahre alt und geistig behindert. Wochentags wohnt er in einem Wohnheim für Menschen mit einer geistigen oder körperlichen Behinderung. Für sie und ihren Ehemann, sagt Regina, sei dies eine große Entlastung. In der Woche würden sie dann auch einmal Zeit für sich und andere Dinge finden, die im Haushalt und im Garten erle-

diget werden müssen. Denn mit der Zeit, sagt Regina, steht sie seit ihrem letzten großem Zusammenbruch 2002 und dem darauffolgendem Ausscheiden nach vielen Jahren der Berufstätigkeit auf dem Kriegsfuß. Durch die Depression, welche bei ihr einige Jahre zuvor diagnostiziert wurde, braucht sie für die alltäglichsten Dinge viel mehr Zeit. Noch immer fällt es ihr schwer, zu akzeptieren, dass sie heute weitaus weniger schafft als früher, als sie noch im Berufsleben stand.

„Damals ging bei mir immer alles „zack, zack, zack. Heute strengt mich alles unglaublich an, egal ob es positive Anstrengungen sind oder negative.“ Und an manchen Tagen, sagt sie, fehle ihr ganz die Kraft. In solchen Momenten wächst die Wut und das Bedauern darüber, dass nichts mehr so ist, wie es einmal war. Wenn sie sich doch nur das Leid von der Seele weinen könnte. „Ich möchte einfach mal wieder, auf Deutsch gesagt, Rotz und Wasser heulen, so richtig herzerreißend und mit Gejaule. Aber das geht nicht und der Druck, der baut sich dann so sehr auf, dass ich denke, ich platze. Dann möchte ich nur noch davon rennen. Nur weiß ich nicht wohin.“

Wir setzen uns in ein schattiges Plätzchen ihres Gartens während Regina aus ihrem Leben berichtet. 1969, erzählt sie, lernte sie ihren Mann auf einem Faschingsball kennen. Ein Jahr darauf heiratet das Paar. Noch im selben Jahr wurde ihre Tochter Conni geboren, zwölf Monate später ihr Sohn Christian. Doch auf ein Leben mit einem behinderten Kind war die Familie nicht vorbereitet. „Schulbildungsunfähig aber förderungsfähig, hieß es damals. Anfangs war das alles schwer zu begreifen und zu akzeptieren, dass man ein behindertes Kind hat“, erklärt Regina. Viele Fragen standen im Raum: Wie würden sie den Alltag bewältigen können, wie den Beruf und die Betreuung des Kindes miteinander vereinbaren können?

In Falkensee fand die Familie schließlich eine geeignete Betreuungseinrichtung für Christian, die nur wenige Jahre zuvor in der Leinestraße eröffnet wurde. Mit der Zusage des Betreuungsplatzes zog die Familie 1975 nach Falkensee. Als gelernte Handelskauffrau fand Regina schon bald eine geeignete Stelle, die mit den Betreuungszeiten der Einrichtung vereinbar war.

Früher, sagt sie, strotzte sie nur so vor Energie. Zwar kostete die Vereinbarkeit von Beruf und Familie viel Kraft, doch war sie damals noch in dem guten Glauben, dass sie davon unendlich viel besäße. Sie nahm in Kauf, dass sie häufig ihre Arbeitsstelle wechseln musste, war diese doch stets den Betreuungszeiten und -orten ihres Sohnes untergeordnet. Regina arbeitete gern und viel und egal was sie auch tat, sie gab immer einhundert Prozent - sei es im Beruf oder zu Hause als Mutter, Haus- und Ehefrau oder als Tochter, die ihre kranke Mutter zu sich holte und daheim pflegte.

Der erste Zusammenbruch erfolgte 1996. Damals geriet sie an einen Vorgesetzten, dem sie es nie recht machen konnte. „Je schlechter es mir ging, desto mehr hat er es genossen, mich herumzukommandieren. Ich wusste nie, was und wie er es wollte. Habe ich es heute so gemacht, dann war es am nächsten Tag schon wieder falsch.“ Eines Tages brach Regina zusammen „Ich bin einfach zusammengeklappt. Mein Mann hat mich dann in die Notaufnahme gebracht und die Psy-



In der Malerei findet Regina zur Ruhe, die sie so selten im Alltag verspürt. Wenn sie ganz für sich allein ist und der Druck abfällt etwas tun zu müssen, dann steigt sie die Stufen hoch in das Atelier, das sie unter dem Dach ihres Hauses eingerichtet hat.

chologin erklärt mir daraufhin, dass ich tiefsitzende Depressionen habe.“

Regina rappelte sich wieder auf und stieg zunächst stundenweise wieder in den Beruf ein. Bis 2002 arbeitete sie schließlich in einer Berliner Hausverwaltung und kümmerte sich um die Anliegen der Mieter. Doch schon da merkte sie, dass die Krankheit sie verändert hat. Die Dinge gingen ihr nun nicht mehr so leicht von der Hand. Die Überstunden häuften sich an. Irgendwann begann Regina, nach und nach ihre Schubladen auszuräumen und persönliche Dinge mit nach Hause zu nehmen. Und dann, eines Tages, als sie die Lohnunterlagen ausdrucken wollte, musste sie feststellen, dass das nicht mehr ging. „Das war's“, sagt Regina. Ihr Kopf und ihr Körper gingen in den Streik.

Seit 2003 ist Regina erwerbsunfähig. Damals fand sie den Weg ins Beratungs- und Begegnungszentrum. Jeden Montag geht sie seither in die Selbsthilfegruppe „Depressions- und Angsterkrankter“. „Der Montag ist für mich gesetzt“, sagt Regina. „Die Arbeit, die hier im BBZ geleistet wird, kann keiner ermessen. Wenn ich damals das BBZ nicht gehabt hätte, wäre heute alles anders.“

14. Rosita Knappe, 61 Jahre

„Wir haben nur dieses eine Leben.“

Steckbrief:

Geburtsjahr und -ort:

1956 in Berlin-Tempelhof

Stationen:

Berlin, Wustermark, Falkensee

Wohnhaft in Falkensee seit:

2015

Beruf:

Einzelhandelskauffrau

Persönlichkeit:

behutsam, reflektiert, freundlich
und bedacht

Gesprächsthemen:

Wie die Depression das eigene Leben bestimmt. Kleine Schritte, die viel Mut erfordern. Gesellschaftliches Stigma und Vorurteile gegenüber psychisch Erkrankten.



Rosita wurde 1956 als erstes von insgesamt vier Geschwistern in Berlin-Tempelhof geboren. Aufgewachsen ist sie in einem strengen Elternhaus. Beide Eltern waren werktätig und hatten für die Kinder nur wenig Zeit. Die Mutter hatte eine Haushaltsstelle inne, der Vater war Installateur. Große Sprünge konnte die Familie nicht machen, doch an Essen und Kleidung fehlte es den Kindern nicht. Zuspruch, Geborgenheit und Liebe hingegen, waren seltene Güter. „Meistens war man sich selbst überlassen“, erinnert sich Rosita, „und irgendwie ist man irgendwo groß geworden“. Sich zurücknehmen und die eigenen Bedürfnisse hinten an zu stellen, waren funda-

mentale Grundsätze der elterlichen Erziehung, die bis heute Rositas Selbstverständnis und den Umgang mit anderen prägen. „Eigenlob stinkt“ waren die Worte der Mutter, die sich fest in Rositas Kopf verankert haben. Bis zum heutigen Tag fällt es ihr schwer, die eigene Leistung im Großen wie im Kleinen anzuerkennen. „Das sind immer nur ganz kurze Momente, wie ein Wimpernschlag, wo man sagt: ‚Das hast du gut hingekommen‘. Doch dann ist es auch schon wieder vorbei.“ Könnte man diese Momente doch nur etwas länger festhalten, ohne dass diese sogleich von Relativierungen und einer allzu harten Selbstkritik überschattet würden...

Mit Anfang dreißig lernte Rosita ihren späteren Ehemann kennen, den sie nach vielen Jahren des Zusammenseins 1998 heiratete. In jenem Jahr fasste das Ehepaar auch den Entschluss, nach Wustermark zu ziehen. Beide waren berufstätig, so dass einem Hausbau im Grünen nichts im Wege stand. In diesem Jahr, so erinnert sich Rosita, fielen die Heirat, der Hausbau und eine neue berufliche Anstellung zusammen. Der Vielzahl unterschiedlichster Anforderungen und Erwartungshaltungen, die sie selbst und andere an sie richteten hielt Rosita nicht stand. „Ich denke, ich war einfach überfordert“, fasst sie jene Zeit zusammen, in der die Depression erstmalig bei ihr ausbrach. Die darauffolgenden Jahre waren geprägt von Aufenthalten in Krankenhäusern und Tageskliniken, von Rehabilitationsmaßnahmen, Arzt- und Therapiesitzungen und der Einnahme von Antidepressiva. 2002 wurde Rosita für erwerbsunfähig erklärt.

Die Erkrankung stellte das Paar vor eine harte Belastungsprobe, welche die Ehe am Ende nicht standhielt. 2004, nach einem Kuraufenthalt, kam ihr Mann nach Hause, „stellte eine Flasche Wein und zwei Gläser auf den Tisch und sagte, er möchte so nicht mehr leben. Das hat unheimlich weh getan“, erinnert sich Rosita und fügt hinzu, dass man sich die Krankheit ja schließlich nicht ausgesucht hat. Meine Frage, ob aus der Ehe Kinder hervorgegangen sind, verneint Rosita. „Ich bin immer davon ausgegangen, dass ich wahrscheinlich genauso unfähig bin, Kinder zu erziehen, wie meine Mutter. Ich hatte Angst, genau die gleichen Fehler wie sie zu begehen und bin nie auf die Idee gekommen, dass man es anders machen könnte.“

Vor zwei Jahren zog Rosita nach Falkensee und traf die Entscheidung, eine Verhaltenstherapie zu durchlaufen. In den Therapiesitzungen lernt Rosita, ihre Bedürfnisse und Gefühle im Alltag besser wahrzunehmen und zu bedienen. „Das jahrzehntelang angelesene Verhalten und die einstudierten Denkmuster zu verändern, fällt sehr schwer“, erklärt Rosita. „Es ist nicht einfach, die Dinge von einer anderen Perspektive zu betrachten, umzudenken und anders zu handeln, als man es gewohnt ist.“ Kürzlich hat sie einer alten Bekannten, von der sie sich häufig missverstanden und be-

vormundet fühlte, die Freundschaft gekündigt - schriftlich, nicht mündlich. Für eine direkte Auseinandersetzung fühlte sie sich nicht stark genug. „Und doch“, sagt Rosita, „fühlte es sich richtig an, einmal niedergeschrieben zu haben, was in mir vorgeht und was mich an dem Verhalten des anderen stört.“ Nicht immer schaffe sie es, im Alltag so mutig zu sein. „Dann fällt ein Wort, und dann spult sich das wie ein Programm ab und du kannst es nicht mehr stoppen. In der Konsequenz är-

Wenn Rosita aus ihrem Leben berichtet, scheint es, als betrachte sie es wie durch eine trübe Scheibe, durch die alle Farben und Emotionen herausgefiltert wurden. Sich selbst einmal in den Mittelpunkt zu rücken, die eigenen Bedürfnisse bedienen und auch mal „Nein“ sagen zu können, dafür bedarf es immer wieder großen Mut und Selbstüberwindung.



gere ich mich wieder über mich selbst. [...] Das alles ist nicht leicht, aber ich muss es immer und immer wieder probieren, sonst komme ich nicht weiter. Ich habe schließlich nur dieses eine Leben und da muss ich versuchen, das Beste daraus zu machen.“

Zusätzlichen Halt findet Rosita in der Selbsthilfegruppe für Depressions- und Angsterkrankte im Beratungs- und Begegnungszentrum. „Die Gruppe ist mir sehr wichtig. Man muss sich nicht erklären, man wird verstanden und man kann einfach reden ohne dass eine Wertung erfolgt.“ Im Alltag erfährt Rosita oftmals weniger Verständnis. „Viele denken immer noch, wir sind unfähig oder wir wollen nicht. Dass uns bestimmte Dinge, die für andere völlig normal sind, sehr schwer fallen, das kommt denen gar nicht in den Sinn. Es heißt dann: ‚Du siehst doch ganz normal aus.‘ Na sicher, sag ich dann, sehen wir ganz normal aus, uns fehlt ja auch kein Bein und wir sind auch nicht jeden Tag depressiv.“ Aufgrund dieser Erfahrungen wünscht sich Rosita, „dass man vielleicht einfach mal genauer zuhört und uns reden lässt. Ich wünsche mir, dass häufiger nachgefragt wird und mehr Interesse gezeigt wird, wie sich das anfühlt. Sie müssen es ja nicht verstehen, aber wenigstens doch akzeptieren.“

Danksagung

Nach vielen Monaten des Planens und Organisierens, des Interviewens und Fotografierens, der Bilder-, Flyer-, und Postergestaltung, der Textaufbereitung und des Niederschreibens der Lebensgeschichten, möchte ich all jenen danken, die an diesen Prozessen direkt bzw. indirekt beteiligt waren und dazu beigetragen haben, dass die Ausstellung „Starke Frauen - Frauenbilder im Gespräch“ und das Begleitheft zur Ausstellung realisiert werden konnten.

In den letzten Monaten machte ich mich in meiner Freizeit häufig rar, da man mich zumeist am Schreibtisch sitzen sah. Hinsichtlich meiner Launen und meiner Abwesenheit habe ich meine Familie, meinen Partner Christian und meine Freunde oft vernachlässigt und auf die Geduldsprobe stellen müssen. Da es nun geschafft ist, gelobe ich Besserung. Versprochen! Vielen Dank für eure Rücksicht, euer Verständnis und eure emotionale Unterstützung!

Ein ganz großes Dankeschön geht vor allem an Roger Faulhaber und an Marina Rossa, die mir bei der Gestaltung von Flyer und Poster und bei der digitalen Einfassung und Aufbereitung der Fotografien geholfen haben. Roger, ich danke dir für deine Engelsgeduld, die du selbst bei der x-ten Korrektur bewahrt hast.

Ein riesiges Dankeschön möchte ich an Paula richten, die mir bei der Transkription der aufgenommenen Interviews half. Ohne dich hätte ich das nie geschafft, Paula!

Mein Dank geht auch explizit an Manuela Dörnenburg. Es war bestimmt nicht leicht, meine ersten Gehversuche im Schreiben redigieren und Korrektur lesen zu müssen.

Herzlichen Dank auch an Matthias Hofmann, Leiter der Koordinierungsstelle Partnerschaft für Demokratie Falkensee, für die Unterstützung bei der Antragstellung des Projektes im Rahmen des Bundesprogramms „Demokratie leben!“.

Vielen Dank auch an die Druckerei „Sprintout“ für die kompetente Beratung und die hervorragenden Druckerzeugnisse!

Nicht zuletzt geht mein Dank an alle Frauen, die an dem Projekt teilgenommen haben und ihre sehr persönlichen Lebensereignisse mit mir und den Ausstellungsbesuchern und Lesern dieses Begleitheftes geteilt haben. Ohne euch gäbe es diese Ausstellung nicht!

„Starke Frauen - Frauenbilder im Gespräch.“

Das Begleitheft zur Ausstellung

In der Fotoreihe „Starke Frauen - Frauenbilder im Gespräch“ lassen sich Falkenseer Frauen auf ein sehr persönliches Gespräch mit der Autorin und Fotografin ein, in dem sie über sich und aus ihrem Leben berichten. Durch den Blick der Autorin wird dem Leser des Begleitheftes ein intimer Einblick in das Leben der Frauen gewährt, wodurch eine persönliche Ebene zwischen ihnen und den portraitierten Frauen hergestellt wird. Der Leser wird zur Reflektion über das eigene Leben angeregt und eingeladen, sich mit der Vielfalt der Lebensbiographien und dem Frauenbild in unserer Gesellschaft auseinanderzusetzen.

Die Idee für die Fotoreihe „Starke Frauen – Frauenbilder im Gespräch“ entstand anlässlich des 25-jährigen Vereinsjubiläums des Beratungs- und Begegnungszentrums Falkensee. Und so verwundert es nicht, dass die Lebensläufe an diesem Ort zusammenfinden und die Begegnungsstätte das verbindende Element zwischen den sehr unterschiedlichen Frauenbiographien ist.

Franziska Nauck, geb. 1980 in Potsdam, wuchs in Falkensee auf und arbeitet seit Oktober 2013 im Beratungs- und Begegnungszentrum Falkensee. Als Diplom-Sozialwissenschaftlerin interessiert sie besonders der Blick auf die Gesellschaft und die Menschen, die sie prägen.

Mit der Fotoausstellung „Starke Frauen“ wagt sie einen Schritt hinter die Kulissen und erhält im Rahmen biographieorientierter Interviews sehr persönliche Einblicke in das Leben der Frauen, welche sie im Begleitheft zur Ausstellung in kurzen Erzählungen zusammenfasst.